Nr. 572. 37. Jahrgang. Montags-Ausgabe. Berlin, 9. November 1908

Berliner Tageblatt

mit „Zeitgeist“

Morgen.

T. W. Von zahlreichen Leuten ist für die Debatte, die morgen kommen soll, die Parole ausgegeben worden: Milde gegen den Kanzler, scharf und entschieden gegen den Kaiser! Man kann bezweifeln, daß Fürst Bülow von dieser Parole sehr entzückt ist, denn eine solche Losung ist schwerlich geeignet, zur Befestigung seiner Stellung beizutragen. Indessen, mit jenem feinen Instinkt, der ihn bisher auf dem höfischen Boden geleitet, hat Fürst Bülow gewiß bereits erkannt, daß in jedem Falle die Götterdämmerung herannaht, und er sucht, wie man das zu nennen pflegt, nur nach einem „guten Abgang“. Vom Ausbruch des russisch-japanischen Krieges bis zur Isolierung in Algeciras und bis zur heutigen Stunde hat er weit Größeres übersehen als ein schlichtes Manuskript, und wer so schweren Gefahren entgangen ist, strauchelt ungern über ein Blatt Papier.

Oder sollte Fürst Bülow doch den leisen Wunsch hegen, noch lange in unserem rauheren Klima zu weilen, sollte er sich mit dem Wörtchen „Vielleicht“ berauschen, und sollte selbst auf einen so kultivierten und epikuräisch verständnisvollen Geist die Galeere der Macht jene Anziehungskraft ausüben, die den befreiten Sklaven oft ins gewohnte Joch zurückreibt? Aber was kann er erwarten, was kann er erhoffen und wie wird er versprechen können, von jetzt ab Taten und Reden zu verhindern, die er bisher schon nicht zu hindern, die er höchstens zu vertuschen vermochte? Denn was seine Freunde auch in allen Winkeln der Reichstagscouloirs erzählen mögen — er hat nicht allzuviel verhindern können, und die Affären Hill und Tschudi sind ohne sein Wissen begonnen worden. Und genau wie kaiserliche Mäcen, ohne einen sachverständigen Menschen Rat zu fragen, vor wenig Wochen den verdienstvollen Tschudi hinaussetzte, genau so mag — wer kann es wissen! — der kaiserliche Politiker vorgestern in Eckartsau, im Jagdfrühstücksgespräch mit dem schlauen Franz Ferdinand, sich und uns allzu gründlich engagiert haben. Glaubt Fürst Bülow, oder glaubt sonst irgendein Optimist, Wilhelm II. werde, durch die letzten Erfahrungen erzogen, seinem Reichskanzler von nun an mehr Gewicht und Einfluß verstatten? Fürst Bülows Einfluß wird und kann nur noch geringer sein als früher, denn diesmal hat nicht er den Kaiser „gedeckt“, sondern der Kaiser hat ihm verziehen.

Da Fürst Bülow, selbst wenn er im Amte bleiben sollte, nur wenig verhindern kann, und da der General, der angeblich sein Nachfolger werden soll (ein General, der dem Kaiser die Hände küßt!) vor seinem Herren natürlich stramm stehen wird, so muß ein Reichstag, der mehr als ein schwatzhaftes Kaffeekränzchen sein will, mit ruhiger Energie und Klarheit für Schutzmaßregeln sorgen. Allerhand solche Maßregeln, Adressen, Deputationen und Abänderungen der Verfassung sind in diesen Tagen vorgeschlagen worden, aber leider scheint der nur ans Reden gewohnte Reichstag noch zum Handeln nicht fähig zu sein. Unter den zuletzt geborenen Vorschlägen ist einer, den man sofort erdrosseln muß, weil er einige Verwirrung anrichten könnte — nämlich die in lustigen Köpfen ausgeheckte Idee, einen „ständigen parlamentarischen Ausschuß für die auswärtigen Angelegenheiten“ zu bilden. Man denke sich, daß dieser Ausschuß schon heute funktionierte, und man frage sich, ob er uns gegen die Fehler schützen würde, die, wie man wohl behaupten darf, gerade heute wieder begangen werden. Würde er, einzig durch die Darstellungen und Erläuterungen des Auswärtigen Amtes belehrt, in diesem Augenblick einsehen, daß wir unrecht tun, in dem österreichisch-russischen Duell Oesterreichs Widerstandsmut noch zu stärken, und daß wir, genau wie Oesterreich in Algeciras, die Vermittlerrolle spielen müßten? Würde er begreifen, daß Frankreich in diesem Falle mit uns das gleiche Interesse hat, und daß es falsch ist, durch ein schroffes Auftreten in der unrühmlichen Casablanca-Affäre das ganze französische Volk, ja, selbst einen Jaurès, zu erbittern? Würde er verstehen, daß wieder einmal günstigere Gruppierungen bereitet werden und daß die Gelegenheit, den englisch-französisch-russischen Ring ein wenig zu lockern, wieder ungenützt entschlüpft? Der Ausschuß würde nichts von diesen Dingen sehen, seine Mitglieder würden die amtlich verbürgte Weisheit ins Parlament tragen und der Reichstag würde, weit mehr als bisher, die Verantwortung zu teilen haben. Die Wahrheit würde noch eine neue hindernde Mauer auf ihrem Wege finden und die Erkenntnis des begangenen Fehlers würde noch langsamer durchdringen.

Man muß sich für ein Beruhigungspulver bedanken, das nur ein Schlafpulver wäre, muß für den Reichstag ein wirkliches Kontrollrecht, nicht ein Scheinprivilegium fordern. Der Reichstag muß bei der Ernennung des Reichskanzlers mitsprechen, und die Rechte des Kaisers und des Kanzlers müssen bestimmter umgrenzt werden. Gewiß, der Reichstag hat, dank einer veralteten Geschäftsordnung, nicht die Macht, bei der Beratung von Interpellationen Anträge zu stellen und eine Abstimmung herbeizuführen, und doch muß er ein Mittel finden, um diese Fragen aufzuwerfen und eine Antwort zu provozieren. Noch einmal hat es die freisinnige Partei in der Hand, die verlorene Volkstümlichkeit zurückzugewinnen und sich alles vergeben zu lassen — versagt sie, geblendet durch den verblassenden Stern des Fürsten Bülow, so werden neue, tatkräftigere Parteien an ihre Stelle treten. Denn es ist die historische Bedeutung dieser Tage, daß endlich das unter Bismarcks starkem Regiment gezüchtete Untertanenvertrauen ins Wanken kommt, daß Deutschland um sich blickt und seine Rückständigkeit erkennt, daß der Sinn für große politische Aufgaben aufs neue zu erwachen beginnt. Die von anderen Nationen längst gelösten Verfassungsfragen werden nicht mehr von der Tagesordnung verschwinden. Und jede Partei, die das Gebot von morgen nicht begreift, ist eine Partei von gestern.

Die Balkanstämme gegen Oesterreich?

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

✕ **Petersburg,** 8. November.

Die „Nowoje Wremja“ findet, daß die Annexionsfrage immer verwickelter wird und daß sie den Frieden Europas bedrohe. Die kriegerisch gesinnten Albanesen hätten beschlossen, sich jeder Macht anzuschließen, die Oesterreich den Krieg erkläre. Obgleich es nun bis zum Kriege noch recht weit sei, so liege es doch auf der Hand, daß ein Zusammenstoß im größeren Maßstabe unausbleiblich sei, wenn die europäischen Mächte nicht eingreifen.

Die russischen Offiziösen drohen mit der Andeutung, daß Oesterreich es nicht allein mit Serbien zu tun haben werde, sondern mit allen „tätigen“ slawischen Elementen, darunter mit allen kriegerischen Stämmen der Balkanhalbinsel. Die türkisch-slawische Einigung war — dies gibt die „Nowoje Wremja“ zu — bisher jetzt nur im Projekt vorhanden, doch fühlten Türken und Serben ihre Notwendigkeit täglich immer mehr. An einer solchen Einigung könnten die österreichischen Forderungen ganz plötzlich scheitern.

Der Casablanca-Zwischenfall.

Ruhige Auffassung in Frankreich. — Der Tatbestand der Streitfrage.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

L Paris, 8. November.

Die Stimmung ist hier ruhig, und man beginnt das krampfhafte Suchen nach der erlösenden Formel mit Heiterkeit zu betrachten. Es kann nicht genug darauf hingewiesen werden, daß alle Meldungen, die von **Nervosität des Publikums** oder gar von chauvinistischen Manifestationen sprechen, auf **tendenziöse Uebertreibung** oder unklare Geschäftsmanöver zurückzuführen sind. Der Ton aller Zeitungen ist maßvoll, jeder Ausfall gegen Deutschland wird vermieden, alle ernsten Blätter raten zu Geduld und Vertrauen. Sogar das „Echo de Paris“, das gewiß nicht deutschfreundlich ist, weist die alberne Sensationsmeldung eines Blattes über deutsche Truppenansammlungen an der Grenze mit Schärfe zurück. Der Grund der Streitfrage erscheint freilich für alle Franzosen unantastbar; zu Zugeständnissen in der Form ist man gern bereit. Ueberall aber kehrt die Ansicht wieder, daß ein **Streit zwischen Frankreich und Deutschland,** ja selbst eine dauernde Spannung zwischen den beiden Ländern auf Grund einer so nichtigen Affäre **Wahnsinn und Verbrechen** wäre.

„Die Geschichte ist stark übertrieben,“ schreibt der „Petit Parisien“, der seine Informationen häufig am Quai d'Orsay erhält. „In Wahrheit ist sie höchst unbedeutend und verdient nicht die Ehre einer so langen Auseinandersetzung.“

Zu einem ähnlichen Urteil kommt im „Journal“ der frühere Minister **Hanoteaux.** Er beklagt die Diplomaten, die ihre Mühe an diesen Streit um Worte verschwenden müssen, und rät, bei den Verhandlungen

mehr den Friedenszweck als kleinliche Eitelkeiten

im Auge zu behalten und bei dem ganzen Handel das ruhige Urteil nicht zu verlieren.

Noch ausführlicher begründet diesen Rat der vom Ministerium des Inneren gespeiste „Radical“, der jedenfalls nichts abdruckt, was Clemenceau unangenehm sein könnte. Ein Passus sei wiedergegeben, da gerade von Clemenceaus Intransigenz in den letzten Tagen viel gefabelt wurde. Der „Radical“ schreibt:

„Die französische Presse bestrebt sich einmütig, die öffentliche Meinung gegen Voreingenommenheit zu schützen. Keine Zeitung, gleichviel welcher Richtung sie angehört, bringt aufreizende Kommentare; noch mehr, man muß die merkwürdige und beruhigende Tatsache feststellen, daß auch die deutsche Presse die gleiche Mäßigung bewahrt, daß sie ebenso korrekt und kaltblütig bleibt und jede Erregung nüchtern zurückweist. Auf beiden Seiten ist die Haltung ausgezeichnet. Der Wunsch, zu einer befriedigenden Lösung zu kommen, wird immer allgemeiner und deutlicher. Wenn das so bleibt, wird der gesunde Menschenverstand siegen.“

Nun könnte man in Deutschland fragen, weshalb bei so friedlichen Dispositionen nicht auch Frankreich für den Sinn der Formel einige Zugeständnisse machen will. Die Antwort gibt Lautier im „Figaro“: „Wir haben keine Eile, unsere Sache ist gut. Nachdem wir uns bereit erklärt haben,

Sardou †

L Wie unser Pariser Korrespondent telegraphiert, ist Victorien Sardou gestern, Sonntag, früh 4 Uhr gestorben. Bekanntlich war der Dichter schon vor vier Wochen nicht unbedenklich erkrankt, und vor wenigen Tagen meldeten wir, daß sich sein Befinden verschlechtert habe. Nun ist er im Alter von 77 Jahren dahingeschieden.

Die französische Bühne hat den letzten ihrer großen Dramatiker verloren, den letzten aus jener Schar, die unter dem Kaiserreich und in den ersten Zeiten der Republik Werk auf Werk schuf, und die, neben Sardou, Alexandre Dumas den Jüngeren und Emile Augier zu ihren Häuptern zählte. Wer Victorien Sardou gerecht beurteilen will, der darf nicht einzig auf die krassen, in blutigen Marterzeugen gipfelnden Dramen seiner späteren Epoche blicken, nicht allein auf die grausame „Théodora“, die im Schmerz winselnde „Tosca“ und die von Henkershänden gepeinigte „Sorcière“ — er muß zurückdenken an die Zeit, wo Sardou, mit der klarsten Technik und dem witzigsten Geiste begabt, die feinsten Sittenkomödien, „Nos intimes“, „Rabagas“, „Divorçons“, „Marquise“ und „Belle-Maman“ schuf. Die letzten beiden Komödien schrieb er erst 1889, fünf Jahre nach „Théodora“, und neunzehn nach „Dora“, als noch einmal jener satirische Humor seiner Anfangstage in ihm erwacht war. Wir haben die „Marquise“ noch im vorigen Jahre mit Reicher im Lessing-Theater, haben „Nos intimes“ unter L'Arronge im Deutschen Theater gesehen, und die Grazie und die geistreiche Ironie dieser Komödien haben auch bei uns ihre Wirkung nicht verfehlt.

Als ernster Tragödienschreiber setzte der dreiundzwanzigjährige, vom Seziertisch zur Kulisse bekehrte Student ein. Er wurde, als er die „Taverne des étudiants“ im Odéon spielen ließ, ausgelacht und bekam es zu spüren, daß auf der französischen Bühne ohne Technik kein Erfolg ist. Er begab sich in die beste Schule, indem er eine Schauspielerin heiratete. Da saß er täglich mit der Theaterwelt im Café, da kam er zu Direktoren und Künstlerinnen in Beziehungen, und sehr schnell hatte er's begriffen, wie man auf drei Stunden ein Parkett unterhalten und spannen muß. Die Déjazet wurde seine Freundin, und bald darauf saß die bereits umworbene Sarah Bernhardt an seinem Tische. Er verlor das schwere Blut, und auch der Kunstwert des Werkes war nicht mehr seine höchste Sorge, und so kam mit den lauten Erfolgen die Abnahme seiner Kunst. Er dichtete nicht mehr, sondern er rechnete, aber was er ausdachte, war voll Buntheit, voll von abwechselnd fesselnder und abstoßender Kraft. Er wollte schließlich nichts mehr als Schauspielerstücke schreiben, und das ist ihm wundervoll gelungen. Man muß die Zähigkeit des alten Mannes anstaunen, der in der „Madame sans Gêne“ noch einmal die heiterste Unterhaltung spendete; man ist auch noch erstaunt — wenn auch nicht erfreut — über die technische Geschicklichkeit, die in der blutrünstigen „Gifteffäre“ noch einmal hervortritt. Ein Greis von 76 Jahren hat dieses Stück geschrieben. Er war von märchenhafter Zähigkeit und hat noch nicht aufgehört, als die Krankheit ihn ermüden wollte.

Man hat Sardous Puppentheatralik, seine äußerliche Mache, seine Spekulation auf die gewöhnlichsten Spannungsbegierden des Publikums mit Recht verspottet — und doch darf man, um es noch einmal zu sagen, nicht vergessen, daß Sardou noch anderes gegeben hat. Man darf auch nicht vergessen, daß er in erster Linie für ein Volk schrieb, in dem technische Meisterschaft stets hoch geschätzt wurde, und man darf nicht vergessen, daß man bei uns solche Meisterschaft vielleicht allzu gering bewertet. Dort, wo Sardous theatralische Manier nicht ausartete, und auch in „Thermidor“ und einigen anderen seiner „großen Dramen“, hat er doch auch bei einem kritischen Publikum einen starken Eindruck zu erzielen gewußt. Persönlich war er ein hoch achtbarer Mann, ein treuer Freund seiner Freunde — der einzige unter den älteren französischen Literaten, den der bissige Henri Becque gelten ließ und liebte. Obgleich „Thermidor“, wegen der üblen Rolle die Robespierre in dem Stücke spielte, den Unmut der radikalen Republikaner erregte und viele Jahre lang vom Repertoire des „Théâtre Français“ verschwinden mußte, war Sardou selbst ein überzeugter Republikaner, und in den Dreyfus-Tagen ein „Dreifusard“. Ganz Paris kannte ihn, ganz Paris hatte ihn tausendmal gesehen, wenn er mit seinem glattrasierten Gesicht und seinem ewigen weißen Schaltuch zu den Proben wanderte, die er mit unvergleichlicher Autorität dirigierte. Er war, wenn auch kein großer Dichter, so doch auf dem Gebiete der dramatischen Kunst eine starke Persönlichkeit.

Die Fürstengondel.

Von [Nachdruck verboten.]

Freiherr v. Schlicht.

Der lenkbare Luftballon ist erfunden. Graf Zeppelin ist der Beherrscher der Lüfte, und jeder, der ein Herz in der Brust hat, freut sich für ihn und mit ihm über das warme Interesse, das seinem genialen Werke nicht nur vom ganzen Volke, sondern auch von den höheren Stellen aus entgegengebracht wird. Fast täglich können wir jetzt in den Zeitungen lesen, daß sich diese oder jene Fürstlichkeit für einen Aufstieg anmeldete, und die Gondel am Luftschiffe des Grafen Zeppelin hat allen Anspruch darauf, „Die Fürstengondel“ genannt zu werden.

Dieses Interesse aber, das die Fürsten dieser Welt an dem Werke Zeppelins nehmen, legt die Frage nahe, wie sich so manches gestalten wird, wenn erst jeder Fürst seine eigene Fürstengondel hat. Daß der Kaiser den Wunsch hat, baldigst „Ballon zu fahren“, daß er mehr als einmal, wenn er in sein Auto stieg, zu seinem Oberstallmeister gesagt hat: „Na, Reischach, lange dauert's nun nicht mehr, dann fliegen wir Luft,“ hat mir ein Ohrenzeuge berichtet. Der Kaiser wird also wohl der Erste sein, der sich seine eigene Gondel anschafft, die Vorliebe für das Automobil wird verschwinden, und die Zahl der Pferde im königlichen Marstall wird von neuem verringert werden. Bei seiner Begeisterung für den Sport wird der Kronprinz natürlich sehr bald dem Beispiel seines Vaters folgen, die anderen Prinzen werden nicht zurückstehen wollen, und so werden wir bald sieben wirkliche Fürstengondeln haben.

Und in den Zeitungen wird man dann lesen: Die Kaiserliche Familie unternahm heute morgen im Tiergarten eine Ballonfahrt und kehrte dann zur Frühstückstafel in das Schloß zurück.

Selbstverständlich müßte dann vom Polizeiamt eine Luftordnung ausgearbeitet werden, ebenso, wie es jetzt eine Straßenordnung gibt, denn die kaiserlichen und prinzlichen Gondeln blieben natürlich nicht die einzigen. Die Hofgesellschaft würde sich ebenfalls Gondeln anschaffen, schon damit ihnen, die es gewohnt sind, sich von der höchsten Gnadensonne bescheinen zu lassen, die Huld des Fürsten nicht davonfliegt. Auch die Großindustriellen sowie die großen Rennstallbesitzer hätten bald ihren eigenen Ballon, und selbstverständlich dürften die alle da oben in dem Luftmeer nicht so einfach herumfliegen. Es muß